

ULRICH SCHNEIDER

»Mutti, komma ans Fenster!«



Eine
Arbeiter-
Kindheit
im Ruhrgebiet

WESTEND

WESTEND

ULRICH SCHNEIDER

»Mutti, komma ans Fenster!«

Eine Arbeiterkindheit
im Ruhrgebiet

WESTEND

Impressum

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN: 978-3-98791-374-7

1. Auflage 2026

© Westend Verlag GmbH, Waldstr. 12 a, 63263 Neu-Isenburg

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin

Satz: Publikations Atelier, Weiterstadt

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,

Gutenbergstr. 8, 93051 Regensburg

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort

Warum ich euch das alles erzähle 9

Bevor es losgeht: ein Wort zu Oberhausen 13

Teil I: Mein Elternhaus 15

Teil II: Mein Viertel 41

Teil III: Ferien und Pfadfinder 67

Teil IV: Meine Schulzeit 87

Teil V: Meine Kultur 113

Teil VI: Mein Studium 121

Teil VII: Von Armut und Deklassierung 139

Teil VIII: :Ein Kampf gegen Windmühlen 161

Nachwort 191

Dank und Abbitte 192

Quellen und Anmerkungen 195



© Paritätischer Wohlfahrtsverband, Gesamtverband

Ulrich Schneider ist heute als freier Autor und als Senior Expert für GKS-Consult (Gesellschaft für Kommunikation und Soziales) tätig und war zuvor 25 Jahre lang Hauptgeschäftsführer des Paritätischen Gesamtverbandes. Der Erziehungswissenschaftler, der an der Universität Münster promoviert hat, gilt dank seiner zahlreichen Auftritte in Funk und Fernsehen als der bekannteste Soziallobbyist Deutschlands. Im Westend Verlag erschienen u. a. Kampf um die Armut (2015), Kein Wohlstand für alle!? (2017) und Krise (2024).

für
Katharina, Max und Nico

Vorwort

Warum ich euch das alles erzähle

»Niemand kann aus seiner Haut«, so lautet eine alte Redensart. Und es ist wahr. Niemand kann seine Vergangenheit hinter sich lassen. Immer wieder holt sie uns ein, ob wir es wollen oder nicht und ob wir es bemerken oder nicht. Unsere Kindheit, unsere Familie, unsere Herkunft, sie prägen uns, geben uns unsere Eigenarten, unsere Marotten, unser Lebensgefühl, unsere Persönlichkeit. Wir werden älter, verändern uns im Laufe der Jahre, doch werden wir das Milieu, aus dem wir kommen, niemals los.

Eigentlich wollte ich ein völlig anderes Buch schreiben, ein sozialpolitisches Sachbuch über die wenig erfreulichen Zustände in dieser Republik. Ich begann zu recherchieren und stieß dabei auf Nikolaus Blomes *Falsche Wahrheiten*.¹ Wie zu erwarten verteuftelt der Politikchef von RTL und n-tv darin auf über 200 Seiten sehr gekonnt so gut wie alles an linken und grünen Überzeugungen. Mein Blutdruck stieg beim Lesen merklich an. Doch dann fiel ich zu meiner großen Überraschung über eine Passage, die von mir und meinem Wirken im Berliner Polit- und Lobbybetrieb handelt und in der mir Blome eine »beeindruckende Aufstiegsbiografie« als »Arbeiterkind« zuschreibt. Das hat mir zugegebenermaßen geschmeichelt, machte mich aber auch nachdenklich.

Ich wurde in Interviews schon häufig nach meiner Herkunft gefragt, wie man denn aufgewachsen sei in so einem Arbeiterhaushalt oder auch noch direkter: »War es eine Kindheit in Armut, Herr Schneider?« Ich ließ mich nie sonderlich intensiv auf solche Fragen ein, denn die Wahrheit ist: Ich wusste es gar nicht. Ich habe in den letzten Jahrzehnten eigentlich immer nur nach vorn geschaut,

habe meinen Job gemacht als Hauptgeschäftsführer eines Wohlfahrtsverbandes und »Soziallobbyist«. Es war ein stressiger Job mit vollen Tagen. Für eine Rückschau gab es da weder Gelegenheit noch die nötige Muße.

Als ich, angestoßen durch Blome, noch darüber nachdachte, ob ich mir nicht doch einmal Zeit für meine Erinnerungen nehmen sollte, fiel mir zufällig das Buch *Blag im Pott* von meinem alten Freund aus Jugendjahren, Helmut Richter, in die Hände – eine wunderschöne Zeitreise ins Ruhrgebiet der 50er- und 60er-Jahre.² Beim Lesen dieses Bandes überkamen mich derart heimatlich-warme Gefühle, dass schnell feststand: Es wird keines meiner politischen Sachbücher, kein politisches Programm. Es wird ein Buch über meine Arbeiterkindheit im Ruhrgebiet.

Doch leichter gesagt als geschrieben. Was ist überhaupt eine Arbeiterkindheit? Was macht einen Arbeiter aus, außer dass er körperlich ranmuss für sein Geld? Gibt es so etwas wie eine Arbeiterklasse? Gibt es ein gemeinsames politisches Klassenbewusstsein? Das habe ich, so viel sei bereits verraten, in meiner Kindheit und Jugend nicht wahrgenommen. Es war mehr Milieu als politische Klasse. Es gab einen Arbeiterhabitus, um einen Theoriebegriff des bekannten französischen Soziologen Pierre Bourdieu aufzugreifen, eine Art »Prägung« durch das Milieu, zumindest aber eine sehr starke Beeinflussung der Art und Weise, wie wir Dinge wahrnehmen und beurteilen, welche Haltungen wir zum Leben und zu dieser Gesellschaft entwickeln und wie wir uns geben.³ Diese Milieuprägung ist ziemlich stabil. Man schüttelt seine Kindheit nicht irgendwann einfach aus den Kleidern. Ich selbst hätte ohnehin keinen Grund dazu. Ich mag meine Kindheit und bin stolz darauf, ein Arbeiterkind zu sein, auch wenn es kein Verdienst ist.

Als ich dann begann, mich mit dem Arbeitermilieu meiner Kindheit und Jugend näher zu befassen, wurde mir sehr schnell klar: Es gibt nicht *die* Arbeiterkindheit und auch nicht *den* Schlag Arbeiter

im Ruhrgebiet. Die einen fuhren als Bergleute ein, die anderen waren als Handwerker auf dem Bau und wieder andere schleppten als Hilfsarbeiter Kisten in irgendeinem Lager. Das machte schon einen Unterschied, im Verdienst, im Status, in vielem. Die einen wohnten am grünen Stadtrand, die anderen in einer Werksiedlung, Tür an Tür mit ihren Arbeitskollegen, und wieder andere in einer heruntergekommenen Altbauwohnung. Auch das machte einen Unterschied. Jedes Arbeiterkind hat seine eigenen Erinnerungen an unseren Pott.

Eine wissenschaftlich-analytische Herangehensweise an dieses Thema, das wurde mir schnell klar, wäre verfehlt. Ein Milieu ist nicht einfach da, ist nichts Statisches. Es wird von vielen zum Teil sehr unterschiedlichen Individuen gelebt und immer wieder, jeden Tag und jede Stunde, neu mit Leben gefüllt. Aber es lassen sich durchaus Merkmale beschreiben, die auf eine große Zahl dieser Menschen zutreffen und damit so etwas wie die Eigenarten des Milieus darstellen. So war vieles, das ich in meiner Kindheit wahrgenommen und gelebt habe, schon ziemlich bezeichnend für eine Arbeiterkindheit. Es beginnt bei der Deklassierung, der man mit Blick auf »die da oben« ausgesetzt war, dem wenigen Geld, mit dem man irgendwie hinkommen musste, und reicht bis zur Enge der Wohnungen, in denen man lebte. Auch Alkohol war ein Thema. Ich traf auf Eigenschaften und Haltungen der Menschen, die ich im Rückblick als typisch für mein Arbeitermilieu ansehen würde: Bescheidenheit, Großzügigkeit, Hilfsbereitschaft etwa oder das hohe Arbeitsethos.

Es gibt also Merkmale. Allerdings ist ein Milieu nie fest konturiert, eher »wackelig« wie ein Pudding. Und auch den sollte man, wie wir wissen, gar nicht erst versuchen, an die Wand zu nageln. So schien es mir am naheliegendsten, einfach zu erzählen über diese meine Arbeiterkindheit im Ruhrgebiet, über meine Eltern, die Straße, in der ich aufwuchs, die Menschen, die dort lebten, und wie mich all das prägte.

Ich habe dabei eine Menge gelernt über mich, meinen Habitus, über Arbeiterfamilien, mein Milieu, die 60er- und 70er-Jahre, unser Schulsystem und die Barrieren, auf die Arbeiterkinder allein schon beim Wechsel aufs Gymnasium und dann in der Folge auch an der Uni stießen und noch stoßen. Vor allem aber lernte ich, wie wichtig es ist, immer wieder auf Menschen zu treffen, die klug sind, zugewandt und voller Zutrauen.

Einen Hinweis an die Leserinnen und Leser dieses Buches sollte ich allerdings noch geben: Wir Ruhris neigen gelegentlich dazu, etwas abzuschweifen, wenn wir ins Erzählen kommen. Das sollte Sie aber gar nicht weiter irritieren. Vertrauen Sie einfach darauf: Am Ende finden wir den Faden immer wieder. Wir haben nun einmal eine »assoziative Erzählstruktur«, wie Germanisten es nennen. Oder wie es im Ruhrgebiet heißt: Wir kommen gern mal von Höcksken auf Stöcksken.

Bevor es losgeht: ein Wort zu Oberhausen

Ich komme aus Oberhausen. Dort bin ich geboren und aufgewachsen – in der »Wiege der Ruhrindustrie«, wie es in meinem Heimatkundebuch hieß. Ein Schafhirte hätte, als er sich ein Lagerfeuer machte, bemerkt, dass manche der Steine, mit denen er die Feuerstelle umrandet hatte, zu glühen begannen. So habe er die Kohle entdeckt. Das muss nicht stimmen. Ähnliche Sagen gibt es in vielen Kohleregionen. Tatsächlich aber wurde im Norden Oberhausens, an der Grenze zu Bottrop, Mitte des 18. Jahrhunderts die erste Eisenhütte errichtet, die St.-Antony-Hütte, und Ende des 18. Jahrhunderts wurde hier der erste Hochofen in Betrieb genommen. Deshalb »Wiege«.

Oberhausen liegt mittendrin im Ruhrgebiet, eingeklemmt zwischen Essen, Duisburg, Mülheim und Bottrop. Als ich Kind war, in den 60er-Jahren, lebten dort über 260 000 Menschen, heute sind es gerade noch 213 000. Die Stadt hatte alles, was man landläufig mit dem Ruhrpott verbindet. Oberhausen, das waren Hochöfen, Fördertürme, die Arbeitersiedlungen mit ihren kleinen Backsteinbauten an engen Straßen, legendäre Pommesbuden mit unübertroffenem Schaschlik, jede Menge Kneipen und Trinkhallen, »Büdchen«, wie wir sie nannten, an denen die Arbeiter gern ein Fläschchen Bier tranken und die Kinder sich für ein oder zwei Groschen was »zu schnuppen« holten. Und über allem lag ein Dreck, wie man ihn sich außerhalb des Ruhrgebiets kaum vorstellen konnte.

Tag und Nacht bliesen die Hütten und Kokereien ihren Ruß in die Luft, der alles in sein Schwarzgrau einhüllte. Man konnte ihm

nicht entkommen. Fast an jedem Tag konnte man meine Mutter sehen, wie sie die Fenster und Fensterbretter unserer Wohnung putzte. Wenn es im Winter schneite, rannten wir Kinder sofort raus in den Schnee. Wir wussten, am nächsten, spätestens übernächsten Tag würde er schon schmutzig schwarz sein.

Immer lag eine unangenehme, ungesunde Dunstglocke über der Stadt, die uns dafür allerdings auch die spektakulärsten Sonnenuntergänge präsentierte, die man sich nur vorstellen kann. Von Orange über Rosa bis zu einem tiefen Violett leuchtete dann der Himmel über der dunklen Abendsilhouette der Industrieanlagen. Und je dunkler es wurde, umso kräftiger begannen auch die Schlackenberge rötlich zu schimmern, wenn die heiße, noch nachglühende Schlacke aus den Hochöfen aufgeschüttet war. Heute sind sie alle verglüht und begrünt und Orte der Erholung. Damals jedoch wurde uns eingeschärft, uns ja von ihnen fernzuhalten. Die Gase, die da noch freigesetzt wurden, seien giftig. Das war Oberhausen.

Teil I

Mein Elternhaus

Ein Lorbeerkranz, ein Kutschbock und ab in die Kläranlage

Ich kam 1958 zur Welt, fünf Jahre nach meiner Schwester Gislinde, zehn Jahre, nachdem mein Vater Josef Schneider als Spätheimkehrer aus russischer Gefangenschaft zurückgekommen war.

Mein Vater war ein harter Kerl, klein, nur 1,62 Meter groß, aber ungeheuer zäh, Hände mit Schwielen. Für alle war er »der Jupp«. Er rauchte Zigaretten der Marke Orienta und trank Doppelwacholder – deshalb manchmal auch »Wacholder-Jupp«.

Mein Vater war ein Ewigbeschissener. 1915, während des Ersten Weltkrieges, wurde er als eines von sechs Geschwistern und Sohn eines Abstechers geboren. Abstecher waren die, die in den Eisenhütten bei gleißender Hitze die Hochöfen aufmachten, um das über 1000 Grad heiße, flüssige Eisen abzulassen. Wenn ich als Kind Bilder davon sah, sahen die Abstecher mit ihren langen Stangen für mich immer wie Ritter aus. Ich bewunderte diese Männer auf den Schwarz-Weiß-Fotos sehr, meine Ruhrgebietsritter. Ich fand es toll, dass einer von ihnen mein Opa war.

Als Kind bekam mein Vater die englische Krankheit, wie man es damals nannte, Rachitis, eine Mangelerscheinung, die die Knochen weich machte und verbog. Doch er kämpfte. Er wurde Geräteturner: Reck, Barren, Pferd. Er gewann Wettkämpfe und außerdem seinen Körper und seine Jugend zurück. Nach der Volksschule machte er eine Lehre als Buchbinder und Bildereinrahmer.